es pflanzt eine neue sittliche Wurzel und läßt daraus ein ganzes in jeder Richtung glückliches und gesegnetes Leben erwachsen. Wer das nicht verstände, der würde in der That das Christentum nicht verstehen.

Aber wird denn das unter uns verstanden? Weiß unser Geschlecht von dem tiefen innerlichen sittlichen Konflikt, der die Bedingung ist, um sich die Güter des Evangeliums in ihrer ganzen Heilsamkeit und Segensfülle anzueignen? Wie Viele, denen Schuld, Sünde und daher auch Vergebung, Erneuerung leere Worte ohne Sinn sind. Freilich, aber man darf sich doch auch sagen, daß die innersten Anliegen des Menschen ihre Stimme nicht auf der Gasse erheben, so daß im verborgenen Innern möglicherweise weit mehr lebt und sich regt, als was von Andren wahrgenommen werden kann; man darf sich ferner erinnern, daß das Eigenste und Tiefste des Menschenherzens im Grunde zu jeder Zeit dasselbe ist, dieselben Bedürfnisse hat und denselben Frieden sucht. Verlangt man aber äußre Anzeichen, so dürfte die Thatsache erwähnt werden, daß jene Litteratur, die sich die Darstellung des Lebens zur Aufgabe macht, in neuerer Zeit wieder mächtig ergreifende Bilder von Schuld und Sünde, von Vergebung und Sühne zu entwerfen vermocht hat. Und ob auch in den meisten Fällen die Schilderung der Schuld besser gelungen sein mag, als die Darstellung der Vergebung, so wird doch, wer die Sünde recht versteht, eines Tages auch Erlösung und Erlöser ganz verstehen lernen.

(Schluß folgt) von Schultheß-Rechberg

Romantik

Uebersicht: 1. Ihr Verhältnis zum Realismus; 2. Einseitige Erklärungen; 3. Ein romantischer Roman; 4. Wirkliche Tendenz und Fehlschlag der Romantik; 5. Notwendigkeit und Beginn einer neuen Romantik; 6. Ihr praktischer Charakter; 7. Die religiöse Lage; 8. Eine Antwort an Gertrud Prellwitz

1. Ihr Verhältnis zum Realismus

Auch in den Spalten der Christlichen Welt erkennt man die Brandung der neuromantischen Wogen. Männer wie Schwemer treten ihr entgegen (Nr. 30), um sie bei ihrem Zug in uferlose Weiten zu hemmen. Sie thun es, weil sie gefährdet glauben, was die realistische, die Bismarckische Zeit, für unser geistiges und politisches Leben errungen hat. Es ist gut, daß sie es thun; denn nach Ueberhastung drängt das Streben der Zeit. Allein in derselben Nr. 30 steht eine Andacht von Bonus und der Schluß der Prellwitzschen Artikelreihe. Was Bonus schreibt, das zeugt — wenn auch gerade in Nr. 30 nur nach der negativen Seite — von dem gährenden, alles Feste umspülenden, aber stimmungsvollen und in unbekannte, ahnungsblaue Fernen tragenden Geiste der neuen Romantik. Doch auch in den Hymnen, die Fräulein Prellwitz auf die Weltfrömmigkeit gesungen hat, weht ein romantischer Zauber. Wenn einer unter den Jüngern der modernen Kunst und Litteratur sie lesen sollte, er würde zuweilen mit dem Kopfe schütteln, aber dennoch rufen: Das ist Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geist. Wir werden zum Schluß noch einmal auf diese Artikel zurückkommen müssen. Hier handelt es sich um die Thatsache: auch in die religiöse Litteratur hat der neue Geist sich Bahn gebrochen, auch in ihr ist der Gegensatz zwischen Realismus und Romantik vorhanden.

Es wäre ein Zeichen der Erstarrung, wenn er fehlte. Denn recht betrachtet, dringt er aus den verborgenen Tiefen der Menschenbrust unausgleichbar hervor. Zwar wird in jedem Menschen in demselben Maße, in dem er sich zur geschlossnen Persönlichkeit ausbildet, eine der beiden Stimmungen die Herrschaft gewinnen; aber nie wird sie den leisen Nebenklang der andern ganz ersticken können. Vollends in dem großen Geistesleben eines Volkes oder der ganzen Kulturwelt müssen beide sich äußern. Denn wie sehr auch einzelne Männer, ein Luther und Goethe und Bismarck, Andre in den Bannkreis ihrer Geistesart ziehen, und wie stark auch gemeinsame Schicksale auf das Geistesleben wirken, immer wird es Menschen geben, bei denen die natürliche Mitgift einseitig, der Lebensgang eigentümlich, die Entfernung von den Pulsen des öffentlichen Lebens groß genug ist, um die der herrschenden entgegengesetzte Stimmung zur gestaltenden Kraft der Persönlichkeit zu erheben. Der Gegensatz zwischen Realismus und Romantik ist eine bleibende Größe, ja er gehört zu den treibenden Gründen der Kulturentwicklung.

Er wird es, weil er dem Gesetz der Reaktion unterliegt. Auch der wirklichkeitshungrigste Mensch muß einmal des Wustes von Kleinlichkeiten, von Schmutz und Härten überdrüssig werden, der an der Wirklichkeit klebt, und läßt dann seinen Sinn in die Welt der Träume schweifen. Und wo ist der Romantiker, der nie eine Sehnsucht nach dem festen Lande der Realitäten empfand oder gar aus der Fülle der Gesichte zu den tierischsten Genüssen der Wirklichkeit herabgestürzt wurde? Es ist, als ob das bewußte Leben des Menschen eine Pendelschwingung zwischen Realismus und Romantik brauchte, um alle Tiefen des Herzens für die Entwicklung fruchtbar machen zu können. Das große Geistesleben zeigt dieselbe Erscheinung. Hat es sich an Wirklichkeiten voll gesogen, so dürstet es nach Romantik. Aber bald beginnt es, deren berauschende Wirkung zu spüren, und macht die jedesmal neue Entdeckung, daß man zum Leben auch des Brotes bedarf.

Seit einem Jahrzehnt oder zweien ist nun die Höhe der realistischen Stimmung erreicht: das Pendel beginnt wieder rückwärts zu schwingen. Noch erkennen Viele nicht die Notwendigkeit des Umschwungs; Andere sind nur geneigt, sie für die Gebiete der Kunst und Litteratur zu empfinden, während doch das gesamte öffentliche Leben darnach drängt. Unter den Gegnern widerstehen sicherlich viele, weil ihre Entwicklung noch fest im Realismus wurzelt. Für ungezählte Andere aber ist der Name Romantik das schreckende Stichwort. Es läßt sich nicht leugnen, daß mancher Ueberschwang und manche Ausschreitung der Jüngsten nur allzu geeignet ist, ein Schreckbild des Namens zu erzeugen. Darum gilt es zunächst, nach dem historischen Charakter der alten Romantik zu fragen. Dann erst dürfen wir untersuchen, in welchem Sinn von einer Wiederkehr ihres Geistes gesprochen werden kann.

2. Einseitige Erklärungen

Eine ganze Musterkarte von Erklärungen läßt sich zusammenstellen. Hier soll das Wort die Vorherrschaft der Phantasie bezeichnen, dort eine sentimentale, weltschmerzliche Stimmung; für diesen ist die religiöse Hinwendung zum Jenseits der Kern der Romantik, für jenen wieder ganz allgemein die Reaktion, die in Staat und Kirche mittelalterlichen Idealen huldigt.

Es ist nicht leicht, eine historisch genaue Erklärung zu finden. Zwar das bekannte Werk Hayms leitet trefflich dazu an; aber es verfolgt nicht die ganze Entwicklung, und wie Viele können das umfangreiche Buch lesen? In den Litteraturgeschichten aber stößt man fast stets auf dieselben, nicht allzu tief eindringenden Notizen. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß die eigentlich bezeichnenden Werke der Romantik uns eine fremde Welt geworden sind. Wir lesen als romantisch etwa Uhland und vor allem Eichendorff. Wir denken bei dem Worte an die Mondscheinnächte und die Waldhornklänge seiner Werke, an das Wandern und Schweifen seiner Liederhelden. Wir hören als „Motto der Romantik" Tiecks Vers:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt
Steig auf in der alten Pracht!

Wir wissen vielleicht außerdem, daß von Romantikern wie Arnim und Brentano die Veröffentlichung der deutschen Volkslieder, von Görres die der Volksbücher, von den Brüdern Boisserée die Sammlung der deutschen Kunstschätze ausgegangen ist. Dazu stimmen all die Vorwürfe, die man den Vertretern der Romantik wegen ihrer Sentimentalität oder wegen ihrer mittelalterlichen Ideale in Religion und Kunst und Politik zu machen pflegt. Das Urteil ist fertig: mondscheinseliges Träumen und Sehnsucht nach dem Mittelalter bildet das Wesen jener großen Geistesbewegung.

Selbstverständlich ist es nicht das, was von den Vertretern der Neuromantik auf den Schild gehoben wird. Man will und wird es nicht verwerfen. Denn mondscheinseliges Träumen behält für Jeden seinen Reiz, der sich auch über das „Jünglings"alter hinaus den Sinn für poetische Naturbetrachtung wahrt. Und von der Sehnsucht nach dem Mittelalter ist zum mindesten die Liebe für alles, was germanisch und deutsch heißt, in Fleisch und Blut gerade unsrer Zeit übergegangen. Aber unsere neuromantischen Dichter halten sich nicht an jene äußeren Formen, in die von den alten Romantikern so viele ihre Phantasien ergossen haben. Sie ersehnen nicht die Wiederkehr einer vergangenen Zeit, sondern sie suchen — auch von den heutigen Künstlern läßt sich das sagen — der Poesie ein neues Reich zu erschließen. Sie lehnen sich dabei naturgemäß an die Zeit an, in der sie das Streben nach Emanzipation, ja nach schrankenloser Herrschaft der Poesie verkörpert finden. „Das ganze schöne reiche Leben mit der Fülle seiner unermeßlichen Gnaden sollte durchtränkt werden von Poesie und Schimmer." Das Wort entstammt einem Buche, auf das ich hier kurz hinweisen möchte.

Es heißt: Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik von Friedrich von Oppeln-Bronikowsky und Ludwig Jacobowski. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig; 467 S., gebunden 6 Mark. Schon die Einleitung vom ersten und ein viel wertvollerer Aufsatz über die „Psychologie der romantischen Lyrik" vom zweiten Herausgeber fassen den Begriff der Romantik weiter, als man gewohnt ist. Völlig durchgeführt scheinen mir freilich die Grundsätze der Sammlung nicht, aber wir finden doch einen ungefähren Ueberblick über das, was zwei mitten in der Litteraturbewegung stehende Männer für romantisch halten. Sie führen von Klopstock bis auf unsere Zeit; Fontane, Nietzsche und Prinz Schönaich-Carolath sind die letzten Namen. Wenn man im Einzelnen auch über Vieles streiten könnte,*) so wüßte ich doch kein Buch, das einen so guten Rundblick über die romantischen Elemente unsrer, d. h. der bisherigen, nicht der modernsten Lyrik gewährte. Interessant ist auch der künstlerische Schmuck. Titelblatt und Vignetten stammen von dem Hamburger Runge, dem einzigen altromantischen Künstler, an dem man die Keime der neuesten Kunst mit voller Deutlichkeit studieren kann. Als die Entwicklung der deutschen Kunst durch die Herrschaft der antikisierenden gebrochen wurde, vergaß man seiner und hat ihn erst seit 1893 unter dem Einfluß der modernen Romantik durch Lichtwark und Muther wieder erhalten.

Jacobowski giebt keine genaue Erklärung der Romantik, aber er eignet sich Tiecks Worte an: er könne deshalb das Romantische nicht definieren, weil er zwischen poetisch und romantisch überhaupt keinen Unterschied zu machen im stande sei. Romantisch wären demnach die Zeiten, in denen das Pendel des Geisteslebens vom realen Leben am weitesten entfernt und der Poesie am nächsten steht. Es ist dieselbe Anschauung, von der wir oben ausgegangen sind. Sie enthält eine tiefe Wahrheit; denn sie beruht auf der Anerkennung eines Gesetzes, das die Entwicklung des menschlichen Gemüts beherrscht. Sie erkennt, daß nicht der Idealismus, sondern die Romantik der Gegenpol des Realismus ist. Allein sie wird der Romantik als einer bestimmten historischen Größe noch nicht völlig gerecht. Das geistige Leben verläuft in einer doppelten Bewegung: außer jener Pendelschwingung ist es in einer Entwicklung, d. h. in einem Fortschritt begriffen. Die Geschichte hat viele Zeiten heraufgeführt, die wir nach Tiecks und Jacobowskis Auffassung romantisch nennen müßten; in Wirklichkeit aber heißt nur die eine romantisch, eben die, auf welche das moderne Streben zurückgreift. Was zeichnet sie vor andern Blütezeiten der poetischen Kultur so ganz besonders aus?

Man erkennt es erst dann, wenn man „die romantische Schule" im engeren Sinne betrachtet, nämlich das Zusammenwirken von Männern wie den beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Fichte, Schelling, Schleiermacher, etwa von 1797—1802. Unbewußte Tendenz und bewußtes Streben der vorwärts drängenden Zeit gelangten zur rechten Ausbildung dort, wo die Romantiker im Verein mit hochbegabten Frauen eigne Lebenskreise bildeten und so sich gegenseitig weiter trieben, als sie vielleicht einzeln in stetem Kampfe mit der widerstrebenden Welt gegangen wären. Es war die Macht des Milieus, die in Berlin und Jena eine Art romantischer Treibhauskultur erzeugte. Ihre Produkte sind hauptsächlich die durch Goethes Wilhelm Meister angeregten Romane und das 1797—1800 von den Schlegel herausgegebene Athenäum. Wenn irgendwo, so muß in ihnen die Seele der Romantik zu erfassen sein.

Horst Stephan

*) Z. B. scheint Novalis mir einseitig charakterisiert. Auch Lieder wie das neckische „Sind wir nicht geplagte Wesen" gehören zu seinem Bilde. Er war weder sentimental noch melancholisch, sondern ein grundfröhlicher Mensch.

Unser armenisches Hilfswerk

1

Die Leser der Christlichen Welt haben von Anfang an dem armenischen Hilfswerk die lebhafteste Teilnahme bewiesen und noch immer wird unsrer Arbeit ihre Unterstützung zuteil. Wenn ich daher der Anregung des Herausgebers, Einiges aus unsrer Arbeit zu berichten, folge, so brauche ich nicht erst das gute Recht unsres Liebeswerkes zu erweisen oder Interesse dafür zu erwecken. Doch einer Pflicht möchte ich mich zuvor entledigen.

Ich war im vergangenen Jahr acht Monate im Orient, um unsre Stationen zu inspizieren, und bekomme nun fast alle Wochen Briefe aus der Türkei, Persien und Bulgarien, die mir immer wieder Grüße und Worte des Dankes bringen für Alles, was wir dort an vielen Hunderten von Waisen und Witwen thun dürfen. Für mich sind das nicht nur Worte, sondern ich sehe mich alsbald inmitten der großen Kinderschar: die fröhlichen Gesichter, die bunten Jacken und Feze der Knaben, die roten Kleider und lila Kopftücher der Mädchen stehen mir vor Augen; und ich sitze wieder inmitten all der abgehärmten Gesichter der armen Witwen; ich erzähle ihnen Etwas von dem fernen Deutschland, oder rede zu ihnen vom Evangelium, und jedes freundliche Wort und jede göttliche Verheißung findet eine Antwort in einem dankbaren Blick. Aber ich bin nicht berechtigt, Worte und Blicke auf mich zu beziehen, ich gebe sie weiter an alle Freunde unsrer Arbeit, oder liefere sie an eine höhere Adresse ab.

Wir haben alle Tage weit über tausend Menschen zu ernähren, von denen sich nur ein Viertel mit unsrer Hilfe das tägliche Brod selbst verdienen kann. Die mindestens dreihundert Witwen, die in der Teppich-Industrie in Urfa durch Spinnen und Weben unterhalten werden, ernähren mit ihrem geringen Verdienst auch jede noch ein Häuflein Kinder; man begreifts kaum, wie sie es machen. Aber unsre siebenhundert Waisenkinder sind ganz auf ihre Wohlthäter angewiesen, und ebenso Alles, was drum und dran hängt, und was die vielen Häuser, Werkstätten, Schulen, Klinik und Apotheke täglich an Kosten verursachen. Ich bin oft erstaunt, und Viele werden mit mir Gott danken, daß wir das angefangene Werk bisher haben fortführen können; mit viel Sorge und Mühe zwar, aber auch mit viel Hilfe und Gebetserhörung.

2

Nun möchte ich am liebsten den Leser im Fluge mit mir nehmen und auf dem flachen Dache unsres großen Missions- und Industriehauses zu Urfa in Mesopotamien absetzen.

Der Blick zu den steilen Hängen des Nimrud-Dagh mit der alten Zitadelle, in der Fürsten von Edessa saßen, oder zu der Abrahams-Moschee an ihrem Fuße, die nach der Ueberlieferung die Geburtsstätte des Patriarchen birgt, der Blick über die weite mesopotamische Ebene, an deren Rande sich in der Ferne der Turm von Haran eben noch abzeichnet, würde uns in eine glücklichere Vergangenheit versetzen. Aber dort drüben der weiße viereckige Koloß, der seinen flachen Rücken

aus dem Häusermeer heraushebt, ruft uns schnell in die traurige Gegenwart zurück. Die verbrannten Thüren und Fenster und der schwarze Ruß, der den hellen Kalkstein der mächtigen armenischen Kirche überzieht, reden eine zu aufdringliche Sprache. Ist es wirklich wahr, daß die Türken der Stadt dort über zweitausend schuldlose Christen, Männer, Frauen und Kinder, abgeschlachtet oder lebendig verbrannt haben? — (Daß es in Urfa armenische Revolutionäre gegeben habe, behaupten selbst die Türken nicht.) — Ist das wirklich im neunzehnten Jahrhundert geschehen? Es ist nicht glaublich, aber es ist wahr; und ist doch nur ein kleiner Teil von all dem Jammer, Raub und Totschlag, von dem jetzt noch die verwüsteten armenischen Provinzen zu allen Reisenden eine Sprache reden, die alle Phrasen der europäischen Presse verstummen machen. Aber warum ging denn ein Schrei der Entrüstung durch die gesamte Presse der Welt, als man von den Christenmassacres in China hörte und davon, daß das kostbare Leben etlicher Europäer in Gefahr sei? Und warum hat Alles geschwiegen, als ebenso Schlimmes in Armenien geschah? Ja, Bauer, das ist ganz etwas Andres. In China haben wir politische Interessen und in der Türkei — auch. Aber das eine Mal geboten sie Freundschaft mit den Unterdrückern, das andere Mal Rache für die Unterdrückten. Doch sei dem wie ihm wolle, der allmächtige Gott treibt Seine eigne Politik und hat diesmal dafür gesorgt, daß die Priester und Leviten nicht an den unter die Räuber Gefallenen vorübergingen; denn es befand sich ein europäischer Gesandter darunter. Aber die Veränderlichkeit der moralischen Neigungen der Menschen bleibt doch verwunderlich.

Ich wollte, ich könnte den Leser durch unsre Waisenhäuser führen. Die fünf Häuser an der Stadtmauer, in der bisher unsre dreihundert Urfa-Kinder untergebracht waren, boten nur zur Not genügenden Raum, und ich war glücklich bei meinem Aufenthalt in Urfa einen großen Karawanserai vor der Stadtmauer zu entdecken, den wir, da er im Besitz der armenischen Gemeinde ist, für unsre Kinder mieten konnten. Eine Mauer trennt nun den großen Hof in zwei Teile, und sämtliche dreihundert Kinder, Knaben und Mädchen, sind hüben und drüben in den zahlreichen Gewölben und Zimmern, die zuvor die Kamelkarawanen und die wandernden Mekkapilger beherbergten, untergebracht. Und, was man im Orient nicht hoch genug schätzen lernt, wir haben Wassers die Fülle, das uns in den alten Häusern fehlte und für viel Geld in Schläuchen vom Abrahamsteiche geholt werden mußte.

3

Es war ein besonders denkwürdiger Tag für uns, als wir in Urfa die deutschen Ingenieure begrüßen konnten, die auf dem Wege nach Bagdad das Terrain für die künftige deutsche Bahn rekognoszierten. Da um dieselbe Zeit auch der deutsche Generalkonsul von Konstantinopel und der bekannte Orientreisende, Baron von Oppenheim, in Urfa eintrafen, so waren die „Allemannlis" für viele Tage das einzige Gespräch auf dem Bazar der Stadt. Nicht nur die christliche, auch die türkische Bevölkerung verspricht sich große Dinge von dem Bahnbau. Die Türken fragen nur immer verwundert, warum denn die Deutschen die Bahn bauen und nicht der Sultan, und wessen Eigentum die Bahn sein werde, wenn sie fertig wäre. Die Stadt Urfa, bei welcher die Bahn in die mesopotamische Ebene eintritt, wird ohne Frage an Bedeutung außerordentlich gewinnen, und wir freuen uns schon im voraus der Zeit, wo wir mit sechstägiger Eisenbahnfahrt von Berlin über Konstantinopel, Konia und Tarsus unsern deutschen Anstalten in Mesopotamien, in Urfa und Diarbekir, einen Besuch werden abstatten können. Unsre deutschen Ingenieure, besonders jene, die schon seit Jahren in der Türkei gearbeit haben, hatten übrigens ein so günstiges Urteil über die Tüchtigkeit des armenischen Volkes, daß sie meinten, ohne dessen Fleiß und Arbeitsamkeit sei an eine künftige Kulturarbeit in der Türkei nicht zu denken. Der Gang durch unsre Arbeitssäle mit unsern Gästen und der Anblick der deutschen Webstühle und Maschinen und der vierhundert Teppichknüpferinnen, die ein deutscher Webmeister angelernt hat, überzeugte ohne viele Worte, daß, was wir da in Mesopotamien und Armenien thun, nicht nur ein respektabler Beweis christlicher Bruderliebe, sondern auch ein gut Stück deutscher Kulturarbeit ist; und das erkennen auch die Türken an. Sowohl der Wali der Provinz, als auch die vier aufeinanderfolgenden Mutessarifs des Mutessarifliks Urfa haben uns nur Gutes und Wohlwollen erwiesen. Die türkische Bevölkerung weiß auch sehr wohl, daß die Hilfe, die wir den Armeniern erweisen, keinerlei Feindseligkeit gegen die Mohammedaner bedeutet, denn unsre Klinik und Apotheke steht nicht nur der armen christlichen Bevölkerung der Stadt, sondern auch den Türken, Kurden und Arabern von Urfa und Umgegend offen. Wollte Gott, wir könnten außer unsrer ärztlichen Mission in Urfa noch solche in Diarbekir, Choi und andern Plätzen einrichten, wo ein deutscher Arzt eine unsagbar große Wohlthat für das arme Volk wäre, das entweder keine ärztliche Hilfe hat, oder in die Hände von Quacksalbern und Barbieren gegeben ist.

4

Aber nicht aller Orten sind uns die türkischen Behörden mit solchem Wohlwollen entgegengekommen, wie in Urfa. Der Wali von Diarbekir ist ein merkwürdiger Mann. Die vier Waisenhäuser in seinem Vilajet, welche von deutschen und amerikanischen Komitees eröffnet waren, ließ er kurzerhand schließen. Die Botschafter machten Vorstellungen, und mit Erfolg. Denn im englischen Unterhaus verkündete der Staatssekretär Brodrick, der Sultan habe den Lokalbehörden im Vilajet Diarbekir Befehl gegeben, die Waisenhäuser wieder zu eröffnen. Der Wali wußte von Garnichts. Die Waisenhäuser blieben geschlossen. Die Botschafter machten erneute Vorstellungen und mit Erfolg. Der Großvezir wies den Wali telegraphisch an, die Waisenhäuser zu eröffnen. Der Wali wußte von Garnichts. Die Häuser blieben geschlossen. Unser Vertreter in Diarbekir hatte, da die Versprechungen des Wali unerfüllt blieben, von den Hundert von uns versorgten wieder Vierzig aufgenommen. Der Wali postierte eine Wache vor die Thür, welche dafür zu sorgen hatte, daß kein Kind hinein und kein Kind hinaus durfte. Für etliche Monate lebten unsre Waisenkinder wie Gefangene; aber nicht genug. Der Wali veranlaßt den Hausbesitzer, einen Prozeß gegen uns anzustrengen und uns herauszuwerfen; aber selbst das türkische Gericht war nicht imstande, ihm Recht zu geben. Man versuchts auf andre Weise. Der Hausvater wird ins Gefängnis geworfen, ein zweiter ebenfalls, die Hausmutter ebenfalls, der Einkäufer gleichfalls. Und doch erklärte mir der Wali, als ich ihn besuchte, mit der ruhigsten Miene, daß er durchaus Nichts gegen die Aufnahme von Waisenkindern habe, daß wir nur unterlassen hätten, gewisse Formalitäten zu erfüllen; wenn wir darin seinen Vorschriften nachkämen, würde er mehr für uns thun, als wir dächten. Wir kamen seinen Vorschriften nach, und zwar aufs pünktlichste, und er that Nichts für uns. Hatte er zuvor erklärt, daß er selbst die Erlaubnis für die Eröffnung des Hauses geben könne, so meinte er hernach, es sei besser, erst den Großvezir zu fragen; daß er den Befehl des Großvezirs bereits in der Tasche hatte, davon sagte er freilich Nichts. Das Vorgehen des Wali ist, abgesehen davon, was man von der Humanität desselben denken mag, ungesetzlich; denn wohl bedarf es zur Eröffnung von Schulen eines Fermans, aber arme Kinder in sein Haus aufzunehmen und zu versorgen, gehört auch in der Türkei zu den allgemeinen Menschenrechten, und nach dem Koran sogar zu den allgemeinen Menschenpflichten. Wir warten noch immer auf die Eröffnung unsers Hauses. Aber da türkische Minister und europäische Botschafter ohnmächtig sind, in der Provinz Diarbekir das allgemeine Menschenrecht der Barmherzigkeit durchzusetzen, so rechnen wir nur noch auf die Hilfe des Gottes, der ein Vater der Witwen und Waisen ist. Unsern Posten verlassen wir nicht. Auch in Persien hatten wir große Schwierigkeiten in Choi von Seiten der mohammedanischen Bevölkerung, in Urmia wurde noch kürzlich unser Waisenhaus von Kurden, die über die türkische Grenze kamen, überfallen. Aber die energischen Bemühungen der deutschen Gesandtschaft in Teheran und das

außerordentliche Wohlwollen, mit dem die persischen Gouverneure in Urmia und Choi uns Deutschen gegenüberstehen, haben nicht nur den Bau unsrer Waisenhäuser für 240 Kinder ermöglicht, sondern auch für den nötigen Schutz gegen die kurdischen Räuber gesorgt.

Wenn ich das Heer von Schwierigkeiten, das in unsrer dreijährigen Arbeitszeit zu überwinden war, an mir vorüberziehen lasse, so möchte ich fast glauben, daß die göttliche Vorsehung zu unsrer Einübung in das schwierige Arbeitsfeld des Orients Etwas wie eine Musterkarte von allen nur denkbaren Verlegenheiten, Nöten, Gefahren, Epidemieen, Todesfällen, Hungersnöten, Ueberfällen, Erdbeben u. s. w. zusammengestellt hat, als eine für uns und unsre Mitarbeiter heilsame, wenn auch manchmal etwas harte Schule des Glaubens.

Ich will aber nicht verschweigen, daß von allen Nöten, die in einer solchen Arbeit zu ertragen sind, Geldnöte die drückendsten sind, und wir haben sie gründlich kennen gelernt. Wer täglich über tausend Menschen zu ernähren hat, der weiß, daß der Mensch zwar nicht vom Brot allein, aber doch auch vom Brote lebt. Und darum sind wir nicht in der Lage unsre Ausgaben einzuschränken, wenn wir nicht die aufgenommenen Kinder wieder ins Elend zurückstoßen wollen, und das können wir nicht. Darum, wenn etliche der verehrten Leser der Christlichen Welt über den Buren und Chinesen die Armenier vergessen haben sollten, so bedarf es gewiß nur dieser Zeilen, um sie wieder an diese zu erinnern, und ich bin gewiß, daß Alle, die einmal von Herzen für das große Liebeswerk im Orient beigesteuert haben, uns auch weiter helfen werden, die Last der Verantwortung, die wir übernommen haben, mit Ehren zu tragen. Johannes Lepsius

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

3. Die 53. Hauptversammlung in Königsberg, 11.—13. September

Seit länger als einem Jahrzehnt hat die Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung an Plätzen getagt, die, mehr im Innern des Deutschen Reiches, nur kleinere Distrikte der Diaspora in ihrer Nähe haben oder auch von solchen ganz entfernt liegen. Diesmal haben die Festteilnehmer, so weit sie von auswärts kamen, mit verschwindend kleiner Ausnahme weite Landesteile zu durchmessen gehabt, die mit Hunderten von Pfleglingsgemeinden des Gustav-Adolfs-Vereins besetzt sind, die weiten schlesischen Gefilde, Posen und Westpreußen bis hinüber ins ostpreußische Ermland. Wie anders, wenn man durch die blühenden Gaue Oberschwabens fährt, wenn man da und dort die schmucken Gustav-Adolf-Kirchlein von der Bahn aus vor sich sieht! Auf mich hat die Fahrt durch die Provinz Posen einen tiefen Eindruck gemacht, wie oft, soweit das Auge reicht, derselbe öde kümmerliche Boden, nicht einmal ein Kiefernholz, geschweige eine Windmühle, Namen an den Stationen und Haltestellen, aber wo mögen die zugehörigen Ortschaften liegen? Nur ein paar wenige Namen, wie das in der Diaspora-Arbeit oft genannte Ravitsch und Alt-Boyen sind an den Hauptlinien zu finden. Die allermeisten der Pfleglingsgemeinden liegen so, daß sie dem gewöhnlichen Sterblichen fast unzugänglich sind; denn um in einem polnischen Kruge zu nächtigen, muß man doch schon Pole sein. Aber auch wo man in bessere Landstriche kommt, wie in die Weichselgegend Westpreußens, allenthalben sind vielgenannte Namen der Gustav-Adolf-Arbeit in der Nähe, und wo wir uns befinden, das lassen die zahllosen Schaaren polnischer Landbevölkerung erkennen, die von ihren Bittgängen nach Heiligenbrunn und anderwärtshin eben heimkehrt.

Man sollte glauben, solche und ähnliche Reiseeindrücke hätten auf die Festversammlung einwirken müssen. Aber es scheint, die meisten der Festteilnehmer sind für solche und ähnliche Fahrten dem Ratschlage Baedekers gefolgt und bei Nacht durchgefahren. Während der Tage in Königsberg ist Posens und Westpreußens, die man so oft als Lazarus des Gustav-Adolf-Vereins bezeichnen hört, stets nur beiläufig gedacht worden, obwohl es an tüchtigen Männern der dortigen Diaspora auf der Versammlung nicht gefehlt hat; und Lianno in Westpreußen, zweifellos unter den drei zur Hauptliebesgabe vorgeschlagenen Gemeinden die ärmste, ist mit Glanz unterlegen, und hat zu seiner Abfindungssumme denn auch die Ulmer 100 Mark geerntet. Offenbar hat man in Königsberg erwartet, die Teilnehmer der Versammlung würden aus ihrer eigenen Mitte Männer finden, die für diese vom Polentum so bedrohten Landesteile warm eintreten würden, und hat deshalb mit diesen für Königsberg nächstliegenden Sorgen in übergroßer Bescheidenheit zurückgehalten. Jedenfalls ist dem Hauptverein Posen anzuraten, wenn er in einem der nächsten Jahre einmal die Hauptversammlung aufzunehmen hat, nicht die gleiche Zurückhaltung zu üben, sondern in recht handgreiflicher Weise seine Gäste mit den Bedrängnissen der deutschen Ostmark bekannt zu machen.

Der Verlauf der Königsberger Versammlung war ein durchweg schöner; überaus rege hatte sich die Stadt sowohl wie ganz Ostpreußen beteiligt; die Versammlungen wie die Festgottesdienste waren sehr gut besucht; sehr reiche Festangebinde waren ein schönes Zeugnis dafür, mit welchem Eifer in allen Schichten der Bevölkerung auf einen würdigen Empfang der Versammlung hingewirkt worden war.

In der Leitung des Zentralvorstandes ist seit Jahresfrist ein Wechsel eingetreten. Der hochverdiente, nun hochbetagte Professor D. Fricke hat am Jahresschluß 1899 den Vorsitz niedergelegt, und an seine Stelle ist Geheimer Kirchenrat D. Pank getreten. Große Umsicht in der Geschäftsführung, vor allem auch das Bestreben, die verfügbare Zeit zu Rate zu halten, zeigte, daß das Amt in die rechten Hände gelangt ist. Die Abänderungen in dem Programme gegen frühere Versammlungen bedeuten einen erheblichen Fortschritt. Dem einst in der Christlichen Welt nach der Dessauer Hauptversammlung ausgesprochenen Wunsche: Mehr Zeit zur Arbeit, weniger für das Vergnügen, ist jetzt Rechnung getragen durch die zweite nichtöffentliche Versammlung, die auch für die Zukunft reichlichen Arbeitsstoff finden wird. Das von Hofprediger Rogge hier erstattete Referat über die Thätigkeit und die Entwicklung der Arbeit der Gustav-Adolf-Frauenvereine enthielt eine ganze Reihe wichtiger Gesichtspunkte: es sei nur die an die Damen gerichtete Mahnung hervorgehoben, bei Bewilligung persönlicher Gaben an Geistliche, Lehrer oder deren Hinterbliebenen sich größerer Vorsicht zu befleißigen, da in außerordentlich vielen Fällen das weiche Gemüt der Frauen von Solchen mißbraucht wird, die der Gaben gar nicht bedürfen. Eingehende Erkundigungen bei den zuständigen Hauptvereinen ist den Vorständen der Frauenvereine dringend anzuraten, bevor sie auf jene Gesuche eingehen. Im Uebrigen zeigt die Thätigkeit der Frauenvereine einen hocherfreulichen Fortschritt. Sie bringen heute ein Sechstel der ganzen Vereinseinnahme auf. Während einst als ihr besondres Arbeitsfeld die innere Ausstattung der Kirchen galt, so tritt heute dieser Teil ihrer Thätigkeit stark zurück hinter den großen Aufgaben, wie sie die Konfirmandenpflege stellt und das Diakonissenwesen. Die Konfirmandenhäuser, am weitesten ausgebreitet in Schlesien, werden allmählich auch in den andern Ländern eine ähnliche Ausgestaltung erfahren müssen; auch die Arbeit der fliegenden Konfirmandenanstalten Posens wird wohl später noch einmal in feste Anstalten umgebildet werden, um einen längren Aufenthalt der Kinder zu ermöglichen. Das Diakonissenwesen aber gewinnt eine von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung in der Diaspora durch die Einführung der Gemeindeschwestern für Armen- und Krankenpflege, für Kleinkinderbewahranstalten und ähnliche Zwecke. Hier hat sich ganz von selbst der Gustav-Adolf-Frauenverein ein weitres Arbeitsfeld geöffnet, das noch von Jahr zu Jahr weitren Umfang erhält. Mit der wachsenden Arbeit wächst auch die Zahl der Mithelfenden, heute beträgt die Zahl der Frauenvereine 590.

Eines besonders warmen Empfangs hatte sich in Königsberg bei der Ueberreichung der Liebesgaben die Deputation des Studentischen Gustav-Adolf-Vereins zu erfreuen; außer Königsberg hat heute noch Leipzig, Halle, Bonn und Graz studentische

Vereine, für die seit etlichen Jahren Professor Benrath mit großer Wärme eintritt. Sollte es denn aber wirklich nicht möglich sein, was vor Jahresfrist in dem katholischen Graz zu ermöglichen war, auch an weiteren Hochschulen, wie Berlin, Erlangen, Greifswald, durchzuführen? Kein Jahr vergeht, wo uns nicht berichtet wird von mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen dieses oder jenes im Amte stehenden Geistlichen, der auf die Aufforderung, die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins zu fördern, geantwortet habe: dem Missionsverein müsse man angehören, ob man sich beim Gustav-Adolf-Verein beteiligen wolle, hänge von den Umständen ab, so daß er als Liebeswerk zweiter Ordnung gilt. Natürlich, denn für die Heidenmission wird die Anregung auf allen unsern Hochschulen gegeben, für den Gustav Adolf-Verein fehlt diese Anregung an den meisten unsrer Hochschulen. Bedenklichkeit und Bequemlichkeit der Hochschullehrer sind die Ursachen, diese Anregung zu unterlassen. Es giebt ja schon so viele Vereine bei den Studenten, und wir wünschen noch einen weiteren. Gewiß, aber wir wünschen es nicht um des finanziellen Erfolges willen, sondern um bei der akademischen Jugend das Interesse zu beleben für die Diaspora. Die Leitung eines solchen Vereins braucht nicht notwendig in den Händen eines der Professoren der Theologie zu liegen, aber diesen läge es dann doch besonders nahe, sich ihrer anzunehmen. Ob man solche Vereine, wie in Königsberg, gleichzeitig auch mit der Heidenmission sich befassen lassen will, muß von dem örtlichen Bedürfnis abhängig bleiben. Akademische Bonifazius-Vereine giebt es auf allen deuschen Hochschulen, wo katholische Studenten sind; aber auch durch sie läßt man sich in seiner Beschaulichkeit nicht stören.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Königsberger Versammlung in der Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins einen bedeutungsvollen Markstein bilden. Bisher hatte derselbe seine Haupt- und Zweigvereine in Deutschland und Oesterreich; die Niederlande und ein paar Außenposten in Italien reihten sich diesen an. Jetzt hat die deutsche evangelische Synode von Rio Grande de Sul in Südbrasilien einen Gustav-Adolf-Verein gebildet, das erste jenseits des Ozeans erblühende Reis. Ein Vortrag des von dort herübergekommenen Pfarrers Pechmann über die Lage der evangelischen Gemeinden seiner Heimat fand warme Aufnahme. Es handelt sich dort, wie überhaupt in den überseeischen Gemeinden (Chile u. a.) ganz im Gegensatz gegen unsre heimische Diaspora viel weniger um pekuniäre Unterstützung, als um Sendung berufsmäßig ausgebildeter Geistlichen und Lehrer, damit der Notbestand aufhört, daß verkrachte Existenzen mit solchen Aemtern betraut werden.

D. Pank entwarf in großen Zügen ein klar gezeichnetes Bild der heutigen Lage unsrer evangelischen Kirche und ihrer Stellung Rom gegenüber. Der Schriftführer des Zentralvorstandes D. Hartung ließ dann in kurzer Fassung seinen Bericht folgen; beide hatten des Verhältnisses des Gustav-Adolf-Vereins zum Lutherischen Gotteskasten zu gedenken, Ausführungen, für die die Versammlung nicht das nötige Verständnis bewiesen hat. Die Jahreseinnahme des Gesamtvereins hat im verflossenen Jahr betragen: 1 499 402 Mk., eine hohe Summe, bei der es gleichwohl immer wieder heißen muß: Wie Wenig unter so Viele! Beträgt doch die Zahl der Bittenden zur Zeit 1897 Gemeinden. Eingeweiht worden sind im letzten Jahre 38 Kirchen, Bethäuser und Kapellen, begonnen dagegen 27. Pfarrhäuser wurden vollendet: 3, begonnen der Bau von 5. Ein Schulhaus konnte bezogen, mit dem Bau von 3 weiteren begonnen werden. Es hat eine Zeit gegeben, wo das Bedürfnis des Kirchbaues und des Schulbaues den Verein allein beschäftigt hat, aber längst ist sie vorbei; allenthalben verlangt man nach dem weiteren Ausbau der Gemeinden, hier und da will man Vereinshäuser bauen, meist aber kommen Anliegen um Beihülfe zur Errichtung der Gemeindediakonie, und hierfür tritt Hartungs Bericht diesmal mit besondrer Wärme ein. Leider mit dem schmerzlichen Bekenntnis, daß unsre Diakonissenhäuser immer wieder außer Stande sind, den fort und fort sich steigernden, an sie gerichteten Anforderungen zur Aussendung neuer Schwestern nachkommen zu können. Wir lassen endlose Reden halten über die Frauenfrage, viele Tausende von Frauen sind unbeschäftigt, und die evangelische Kirche müht sich noch immer vergebens, aus ihrer Zahl die nötigen Helferinnen für christliche Liebesarbeit zu gewinnen!

Absichtlich unterlasse ich es hier weiter auf den Bericht einzugehen, den die Leser der Christlichen Welt selbst zur Hand nehmen sollten.

Bei den Verhandlungen der Hauptversammlung ist diesmal, wie schon so gar oft früher, eine Diskussion des Berichtes nach einer kurzen Anregung nicht weiter zu Stande gekommen. Es ist ja zuzugeben, die Zeit der Vorbereitung für eine solche Diskussion ist eine recht knappe; andrerseits ist es doch wie eine Mißachtung gegen den Vorsitzenden und den Schriftführer, wenn die Versammlung nachher Zeit findet, jene Quisquilien zu erledigen, die unter dem Namen Tagesordnung zusammengefaßt werden. Es wäre wohl nicht zu viel verlangt, wenn zu Beginn des zweiten Haupttags etwa zwei Stunden für die Diskussion des Berichts und für Erfahrungen, die in der Vereinsarbeit gemacht worden sind, bereit gehalten würden, nur wolle man uns bei diesen Erörterungen verschonen mit theologischen Phrasen.

Das Resultat der Abstimmung über die große Liebesgabe hat diesmal in weiten Kreisen innerhalb wie außerhalb der Versammlung Verwunderung erregt, denen es für nahezu sicher galt, daß die Gemeinde Turn bei Töplitz in Böhmen die Gabe erhalten werde. Gleichwohl, das Ergebnis der Abstimmung ist ein andres gewesen, und es enthält eine Kritik, die unsre Diasporagemeinden, und insbesondre die jungen Gemeinden in Oesterreich beherzigen sollten. Man braucht nur auf die flüchtige Skizze der Kirche in Turn, welche in dem Turner Flugblatt enthalten ist, einen Blick zu thun, um sich sagen zu müssen: mit solchem Pomp dürfen Gustav-Adolf-Kirchen nicht gebaut werden; das Scherflein der Witwe, das wir austeilen, darf nicht zu Bauten verwandt werden, die mit dem Flitterstand der Papstkirchen wetteifern wollen. Aber der Königsberger Hauptversammlung hätte jene Kritik erspart werden können, wenn die Männer, denen die Turner Baupläne vorgelegen haben — von der jungen Gemeinde selbst war solche Erkenntnis nicht zu verlangen — rechtzeitig zur Einschränkung nicht in den Maßverhältnissen, aber im Bauaufwand gemahnt hätten. Möchten die österreichischen Gemeinden daraus die Lehre ziehen, Maß zu halten bei den Bauprojekten, und mehr auf Solidität des Baues, als auf reiche Ausstattung des Aeußeren zu sehen. Freilich ins Stocken geraten darf der Kirchbau von Turn nicht, und auch die Leser der Christlichen Welt werden dringend gebeten, der Gemeinde für ihren Kirchbau Gaben zuwenden zu wollen.

Für seine nächstjährige Versammlung ist der Gustav Adolf-Verein nach Köln geladen worden, nach langer Pause steht also wieder einmal eine Tagung im Gebiet des Rheinischen Hauptvereins zu erwarten.

Die Stadt der „reinen Vernunft“ hat die von ihr übernommene Aufgabe mit großem Geschick gelöst. Die alten großen Erinnerungen Königsbergs an die Reformationszeit sind reichlich in den Tagen zur Geltung gekommen; der Aufnahme der Salzburger ins Prachtenland hat Superintendent Schawaller ein schönes Festspiel gewidmet. Möchten die alten Erinnerungen den Ostpreußen das Interesse für die Arbeiten unsrer evangelischen Kirche dauernd rege halten. Auch in ihrem Lande sucht Rom Boden zu gewinnen von dem Polenwalle aus, mit dem es Ostpreußen umschließt. Die schönen Festtage aber, die abschlossen mit einem herrlichen Ausflug an die Samlandküste, werden den Festteilnehmern in froher Erinnerung bleiben. Rudolf Weil

Schulbücher

1

Wir wollen wissen, wie wir das Alte Testament lesen sollen, und wo wir beginnen sollen, worauf wir Gewicht legen sollen, an welche allgemeine Skizze von der alten israelitischen Geschichte wir uns gegenwärtig halten sollen, welche Bücher und welche Teile von Büchern

wir lesen müssen, um die Skizze auszufüllen. Ein Handbuch von etwa hundert Seiten, ein schlichter klarer Führer für den, der das Alte Testament lesen will: das ists was wir brauchen.

Diese Worte Robinsons (Christliche Welt 1898, Spalte 608) kennzeichnen unwidersprechlich die wichtigste praktische Aufgabe, die Gott jetzt den Männern der Wissenschaft stellt. Und ich zweifle nicht: dies Handbuch wird kommen. Es wird — wenn ich eine Vermutung aussprechen darf — als ein Schulbuch kommen. Ein Schulmann wird es am besten schreiben können: denn es muß lehrhaft sein und zugleich so einfach, daß es ein Kind verstehen könnte. Was man nicht den Kindern der Oberstufe einer Volksschule begreiflich machen kann, das geht über das Verständnis der Volksgemeinde hinaus. Und was einem Primaner zu hoch ist, ist auch für die große Gemeinde der Gebildeten zu hoch. Andrerseits sieht sich der Lehrer, der die Ergebnisse der Wissenschaft anerkennt, in jeder Unterrichtsstunde vor dieselbe Aufgabe gestellt, die das „Handbuch" lösen soll. Sollte aus den täglichen Lösungsversuchen, die jetzt von Hunderten gewissenhafter und tüchtiger Männer in jeder Religionsstunde unternommen werden, nicht gar bald ein solches Schulbuch hervorgehen?

Es mehren sich die Zeichen, daß es geschehen wird. Ein Mann der Erlanger Schule, Professor Lic. Clemen in Grimma, hat eine „Einführung in die Heilsgeschichtedes Alten und Neuen Testaments für höhere Schulen" (Leipzig 1896, 2 Mk.) herausgegeben, in deren Vorrede er ausspricht:

Der Ertrag der wissenschaftlichen Arbeit der gerade in letzter Zeit so vorwärts geschrittenen Bibelforschung auf alt- und neutestamentlichem Gebiete und die zweifellos sicheren Resultate der neueren Kritik dürfen doch, soweit sie für die evangelische Gemeinde überhaupt Bedeutung haben, unsern Schülern nicht vorenthalten werden.

Nun ist zwar der Kreis der sicheren Resultate moderner Kritik von dem konservativen Manne sehr eng gezogen. Er kann noch schreiben: „Manches im Pentateuch ist zweifellos (!) von Moses selbst aufgezeichnet worden." Aber er fährt doch fort: „Andres weist weit über die Zeit Mosis hinaus." Er sagt: „Aus der Ineinanderfügung der verschiedenen Quellenschriften erklären sich die vielfachen Wiederholungen, Unebenheiten und Widersprüche." Er redet von Deuterosacharja und Deuterojesaja; er setzt das Buch Daniel ins Jahr 165.

Freilich sind diese Resultate der Kritik nur Findlingsgestein, das sich in die Schichtung des Buches verirrt hat und auf seine Struktur ohne Einfluß geblieben ist. Die „Heilsgeschichte," die das Buch darstellen will, ist die alte unveränderte Erlanger Heilsgeschichte -- eine Konstruktion, die auf der alten Inspirationstheorie, auf der alten Lehre von „Weissagung und Erfüllung" ruht, und deren Unterbau durch die moderne Kritik — auch schon durch die bescheidnen „gesicherten Resultate," die Clemen anerkennt — völlig und rettungslos zerstört ist.

Nichtsdestoweniger ist dies Schulbuch ein hoffnungsvolles Zeichen der Zeit. Aus dem Findlingsgestein wird einst die Kirche gebaut werden.

Viel entschiedener in der Anerkennung und Verwertung der Kritik ist Professor Dr. W. Schulze in seiner „Volksgeschichte Israels" (in der Sammlung: Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht von Evers und Fauth. Berlin, Reuther und Reichard 1897. 2,40 Mk.). Aber auf dem Wege zu dem Robinsonschen künftigen Handbuche bezeichnet doch auch seine Arbeit nur eine sehr frühe Etappe. Einem Schüler wird man es nicht in die Hand geben können. Es ist zu schwer geschrieben. Und die wirkliche Meinung des Verfassers ist gar oft nicht klar genug zu erkennen. Ist es denn wirklich pädagogisch, Sätze, die dem religiösen Gefühl des Schülers Anstoß bereiten können, möglichst in den Halbschatten von Andeutungen und schleierhaften Anspielungen zu stellen? Was man einmal sagen muß — und man kann gar nicht wenig genug sagen — das sage man so klar, daß jedes Kind weiß, was gemeint ist. Schulze bringt ferner viel zu viel Stoff. Es ist eine durchaus zutreffende Bemerkung Robinsons, daß man von der israelitischen Geschichte nur eine „allgemeine Skizze" braucht, um die Bibel wieder lesen zu können. Ueber die Einzelheiten der Geschichte ist weder eine Einheit der Forscher erzielt — noch können sie jemals in nennenswertem Umfange Gegenstand der Volksbelehrung werden. Der Lehrer dagegen, der mehr wissen muß, wird sein Wissen nicht aus „Hilfsmitteln" schöpfen, sondern aus den großen Arbeiten der Fachgelehrten. Wenn er das nicht thun will, ist er überhaupt für unsre Arbeit ungeschickt und unbrauchbar.

Schließlich scheint mir an Schulzes Leitfaden die Verbindung mit dem Bibeltexte zu locker zu sein. Die Schüler sollen doch ihre Kenntnis der Volksgeschichte Israels nicht aus dem „Schulze" oder aus sonstwem schöpfen, sondern aus der Bibel. Und erst dann wäre die vorliegende Arbeit ein wirkliches Hilfsmittel für den Lehrer, wenn sie ihn anleitete, mit seinen Schülern aus der Bibel den Gang der israelitischen Volksgeschichte herauszulesen und herauszuerzählen. Wie das am besten gemacht wird, wollen wir Lehrer lernen. Wie dagegen die israelitische Volksgeschichte im ganzen verlaufen ist, das wissen wir schon, sonst plagte uns jene erste Sorge nicht.

Schließlich liegt noch ein ganz eigenartiges Schulbuch auf dem Büchertische der Christlichen Welt. Es muß uns doch Allen das Herz weit aufgehn, wenn wir auf den ersten Seiten lesen:

Was ist besser? Eine Religiosität, die mit ihrer am kirchlichen Bekenntnis bis auf den Buchstaben unwandelbar festhaltenden Lehre auch vor dem hyperorthodoxesten Theologen und bigottesten Namenchristen Gnade findet trotz zweifellos unwahrer Mißachtung Jahrhunderte alter gewissenhaftester Geistesarbeit? Oder eine Religiosität, die auch in menschlichem Wissen und Verstehen, in Empirie und Spekulation dankbar die himmlische Gnadengabe erkennt und trotz des Widerspruches kirchlicher Instanzen auch das Menschlichste und Weltlichste zu Gottes Ehre und in Gottes Dienst treulichst zu gebrauchen sich redlich bemüht?

Der Mann, der in seiner Vorrede so mutig allen kirchlichen Instanzen trotzt und uns verspricht auch im Weltlichsten Gottes Gnadengabe zu erkennen, ist der Seminardirektor Schulrat Römpler, und sein Buch heißt: „Vor und nach der Religionsstunde" (Plauen 1898, Keil. 6 Mk.). Welchen Weg schlägt dieser Bahnbrecher nun ein, um eine solche Religiosität in die Herzen seiner Seminaristen zu pflanzen, um „die Ergebnisse der Wissenschaft zumal der Theologie thunlichst auch denen zugänglich zu machen, die nicht in der Lage sind, sich diese Ergebnisse selber aus den Quellen zu erarbeiten?" Er schreibt eine Dogmatik, eine richtige fossile Dogmatik, die mit dem Lehrstück von Gott und seinen Eigenschaften anfängt und mit dem von der Kirche aufhört. Er fügt dazu eine Ethik, deren Unterschied von Luthardts Ethik schwer zu bestimmen ist. Und er übersetzt für seine Seminaristen den Luthardt und auch den Kahnis . . . ins Deutsche? . . . Nein! Das Latein dieser Vorlagen wird nicht angetastet, es wird noch vermehrt. Ein kurzes Beispiel mag zeigen, in welcher sinnreichen Weise das geschieht: Wir führten ein Wort Römplers über Religiosität aus seiner Vorrede an. Im Religionsparagraphen seiner Dogmatik weiß er schulgerechter über dies Thema zu reden. Da lesen wir von Religio insita, Religio naturalis, Religio theoretica, Religio practica, Religio philosophica, Religio positiva revelata, Religio historica, Religio privata, Religio publica. Da paradieren Seneca, Cicero, Lactantius; da lernen wir die Etymologien aus religare. aus relegere, und aus dem Stammworte von diligere, negligere, intelligere. Und was für herrliche Ausblicke werden uns da eröffnet! Bei Religion dürfen wir denken an „eine empirisch-psychologische Thatsache des menschlichen Geisteslebens, die sich historisch untersuchen läßt, oder an eine metaphysische Erhebung über die empirische Abhängigkeit in der Welt zur intelligiblen Freiheit über sie in der transzendentalen (!) Abhängigkeit von Gott" u. s. w. Mir ward von Alledem so dumm . . . Und wie wird es euch gehen, ihr armen Seminaristen, die ihr das Buch kauft und andächtig lest? Wird eure Seele nicht Schaden nehmen, wenn ihr hört, daß wir Gottes Wesen nicht anders zu beweisen und näher zu bestimmen vermögen, als durch Rückschlüsse auf den alten Wegen, auf der via causalitatis, eminentiae, negationis? Doch nein! Ich fürchte Nichts! Gott wird euch bewahren, denn ihr werdet Nichts verstehen.

2

Vorstehende Zeilen waren längst niedergeschrieben, als

mir ein Buch zuging, das zwar nicht im technischen Sinne ein Schulbuch ist, aber alle für die Schule Interessierten aufs tiefste bewegen muß. Es ist: Der christliche Religionsunterricht im Lichte der modernen Theologie. Von H. Pfeifer. Leipzig, Alfred Hahn 1900. 2,80 Mk.

Die Christliche Welt hat schon oft gegen sich selbst den Vorwurf erhoben, daß sie pädagogischen Fragen nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt habe. Das Buch Pfeifers sieht auf den ersten Blick wie eine Widerlegung dieser Selbstanklage aus. Denn in seinen grundlegenden Ausführungen begegnen wir fast Seite für Seite Hinweisungen auf die Christliche Welt, und zwar auf die früheren Jahrgänge. Sollte sie doch, wider eignes Wissen, in den bangen Fragen des Religionsunterrichts befreiende und lösende Worte gesprochen haben?

Nein, nicht auf Lösungen weist Pfeifer in seinen vielen Zitaten hin, sondern auf Fragestellungen. Wie unsre Zeitschrift den Konflikt zwischen alter und neuer Gläubigkeit verschärft hat, ohne doch dem Religionslehrer einen Ausweg zu zeigen, wie sie zwar eine Situation hat schaffen helfen, in der es uns unmöglich erscheint, den inneren Gewinn, den wir der modernen Theologie in unsrem Kreise verdanken, egoistisch für uns zu behalten, wie sie aber unterlassen hat, Anleitung zu geben, auf welche Weise dieser Gewinn dem Volke, der Volksjugend mitgeteilt und zu eigen gemacht werden kann: das haben mir die Zitate aus der Christlichen Welt in Pfeifers Buche eindringlich zu Gemüte geführt. Nicht als ob Pfeifer selbst diesen Gedanken ausspräche und uns Vorwürfe darob machte. Er erhebt sie gegen uns so wenig, wie gegenüber der Wolke von Zeugen moderner Universitätstheologie, die er in gleicher Weise zitiert. Ihm kommt es nur darauf an, zu zeigen, daß da ein Schatz vorhanden ist, der dem Volke vorenthalten wird. Und so macht er sich selbst daran, zu fragen und zu zeigen, wie man den Schatz mitteilen könne.

Es hat eine eigne Bewandtnis mit solchen Versuchen. Sie sind eine heikle Sache, mit der viele Leute, und nicht nur die Aengstlichen, lieber Nichts zu thun haben mögen. So zweifle ich auch nicht, daß namentlich unter den theologischen Lesern der Christlichen Welt mancher Pfeifers Buch desavouieren möchte. Dazu kommt noch das Mißliche, daß bei solchem Popularisieren von Ergebnissen der Wissenschaft zwei Vorwürfe immer bei der Hand sind. Entweder giebt man die Meinung der Gelehrten genau und wortgetreu wieder; dann heißt es: Das soll populär sein? Das versteht ja das Volk gar nicht! Oder man popularisiert wirklich, läßt die „Wenn" und „Aber," die „Insoweit" und „Insofern," die „Vielleicht" und „Gewissermaßen" fort; dann sagen die Gelehrten: Das ist ja meine Meinung gar nicht! Beide Vorwürfe wird Pfeifer wohl zu hören bekommen. Es ist auch nicht schwer, Stellen in seinem Buche aufzufinden, an denen er sie verdient hat. Aber mir scheint das eine müßige Spitzfindigkeit zu sein, denn in der Hauptsache hat er Recht. Sein Motto für die Arbeit an der Volksschule ist das Wort:

Am guten Alten
In Treue halten,
Am kräftigen Neuen
Sich stärken und freuen
Wird Niemand gereuen.

Und für die Lehrerbildung scheut er nicht vor der energischen Forderung zurück, daß der Religionslehrer einen Einblick in die Resultate der neueren Bibelforschung gewinnen, daß er selbst noch einmal in die Schule gehen muß und sich der schwersten aller Schulaufgaben, der Aufgabe des Umlernens widmen. Wie er in diesem Sinne die Arbeit angreift, welche Aufgaben er insbesondre dem Volksschulunterricht zuweist, und welche Wege er ihm zeigt: davon bitte ich die Leser dieser Anzeige sich mit eignen Augen in Pfeifers Buche zu überzeugen. Und über den Mißgriffen, die sie hie und da entdecken werden, bitte ich sie nicht zu vergessen, was sie trotzdem alles aus dem Buche lernen können.

Auf Eins möchte ich noch besonders hinweisen. Außer den methodischen und didaktischen Untersuchungen, die der Titel anzeigt, enthält das Buch drei Aufsätze über den „zeitgeschichtlichen Hintergrund der Lehre Jesu," über die „Verkündigung Jesu" und über den Paulinismus („Paulus oder Christus"). Dies sind Vorträge, die Pfeifer im Leipziger Lehrerverein gehalten hat. Ich glaube, daß er darin die rechte Art getroffen hat, Lehrer mit den Ergebnissen der Wissenschaft auf diesen Gebieten bekannt zu machen. Dem Theologen bieten sie von Rechts wegen nichts Neues. Aber den „Laien" unter den Lesern der Christlichen Welt möchte ich gerade diese Aufsätze zur Lektüre empfehlen und sie zugleich fragen, ob dies die richtige und ihnen verständliche Weise ist, von solchen Dingen mit ihnen zu reden.

Was wird der Verfasser des neuesten Religionsbuches für Lehrerseminare, Lic. Kabisch, dazu sagen, wenn er sieht, mit welcher Offenheit hier ein Mann, dem er als Theologe überlegen ist, zur Lehrerwelt zu reden wagt? Der Erfolg wird Pfeifer Recht geben vor jenem; er wird um seiner Offenheit willen verstanden werden und um der Wärme seiner religiösen Ueberzeugung willen Glauben wecken.

An Angriffen auf ihn wird es freilich nicht fehlen. Es ist auch leicht, ihn anzugreifen. Die schlechtesten Fechter sind es nicht, die sich exponieren. Und so ist auch er mehr auf den Hieb bedacht gewesen, als auf die Parade. Wenn er da einen Sekundanten braucht, soll meine Klinge in ihrer Scheide nicht rosten. Friedrich Michael Schiele

---

Noch einmal die „unkirchliche Theologie"

Bei dem Aufsehen, welches besonders in Hessen der Artikel des Herr Professor Dr. Krüger (Nr. 34 d. Bl.) erregt, wird es nicht unerwünscht sein, wenn Jemand, dem schon von Amtswegen das Gedeihen der evangelischen Kirche, ebenso wie das Blühen der theologischen Studien am Herzen liegen muß, zur Richtigstellung und Klärung der etwas verworren liegenden Frage das Wort ergreift.

Was die Gemüter beunruhigt und sogar schon öffentliche Kundgebungen veranlaßt hat, scheint das Doppelte zu sein: der Herr Verfasser bezeichnet seine Arbeit mit Nachdruck als „unkirchlich"; sodann erblickt er seine Aufgabe, wie die des akademischen Lehrers überhaupt, „in dem Beruf, Seelen zu gefährden."

So schroff hingesagt, mußte Beides verwirrend, ja verblüffend wirken. Bisher war allgemein die Meinung herrschend, eine Aufgabe des theologischen Lehrers an der Hochschule sei die, der Kirche tüchtige und überzeugungstreue Diener heranzubilden. Daher erregte es stets besondere Freude, wenn die Herren Professoren bei öffentlich sich bietenden Gelegenheiten ihrer Anhänglichkeit an die Kirche und der Freude, ihr zu dienen, Ausdruck gaben, was, wie hier festgestellt wird, seither die Regel war. Nun hört man auf einmal die „unkirchliche Theologie" rühmen, eine paradox klingende Bezeichnung, die wohl schlimmer lautet, als sie gemeint ist. Denn aus dem fraglichen Artikel erhellt, daß diese „unkirchliche Theologie" nichts weiter sein will, als die weder dogmatisch, noch kirchenrechtlich oder kirchenpolitisch festgelegte, sich in stetem Wahrheitsdrange frei weiterentwickelnde Forschung. Das war ja nichts Neues, gilt vielmehr längst als protestantisch-wissenschaftliches Axiom.

Ueberraschen aber mußte die Begründung: „Unkirchlich ist diese Arbeit, sofern sie schlechterdings und überall mit Maßstäben arbeitet, die gänzlich außerhalb der kirchlichen Sphäre gewonnen sind." Es wird nicht gesagt, welches diese Maßstäbe sind; doch scheint nach den Schlußworten des Artikels „Gott und das Evangelium" als absoluter Maßstab zu gelten, wie denn von dem Herrn Verfasser selbst zugestanden wird, seine unkirchliche Theologie stelle sich, pädagogisch angesehen, in den Dienst der religiösen Bedürfnisse der zu Unterrichtenden. Also ganz voraussetzungslos der Kirche gegenüber ist auch der Herr Verfasser nicht. Es fragt sich aber, woher ihm die Norm, die er doch gelten läßt, gekommen ist? Liegt sie so „gänzlich außerhalb der kirchlichen Sphäre"? Ja, wenn der Kirchenhistoriker Buddhist, Muhamedaner, Jude, oder auch Atheist wäre, dann könnte man dieses „gänzlich außerhalb

der kirchlichen Sphäre" gelten lassen. Aber als Christ, als evangelischer Christ, bringt er denn doch Vorstellungen, Voraussetzungen, Maßstäbe mit, die er ganz gewiß nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kirche, der er angehört, gewonnen hat. Hier ist also offenbar der Begriff „kirchliche Sphäre" zu eng gefaßt, nicht im Sinn des dritten Artikels, ja nicht einmal im landläufigen Sinn. Hier schwebt vielmehr ein Etwas von Kirche vor, wo die Rechtsform mehr gilt als die Gewissensnorm, wo die menschlichen Gesetze und Ordnungen den Geist von oben hemmen oder gar ersticken, wo Macht und Einfluß in der Gegenwart höher steht als die Zukunft des Reiches Gottes, — ein Etwas also, das nach bekannten Mustern in unsrer leider zu materiell gerichteten Zeit in vielen Köpfen spuken mag, gegen das wir aber als echte Söhne der Reformation uns gar nicht ernstlich genug verwahren können.

Wenn nun weiter gesagt wird, der Beruf eines akademischen Lehrers liege darin, „Seelen zu gefährden," so darf man sich nicht wundern, daß dies christliche Gemüter tief verletzt und erregt hat. Denn dem Christen steht alsbald Der vor Augen, der nicht kam „der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten," und dem gegen den Wert der Menschenseele alles Uebrige gering erschien (Markus 8, 36). Keine Pflicht ist daher heiliger als die, Seelen zu bewahren, sie auf dem rechten Wege zu erhalten. Sicher fällt es dem Herrn Verfasser nicht ein, dies leugnen zu wollen. Er scheint sagen zu wollen, die Pflicht des wissenschaftlichen Lehrers sei, den Schüler, welcher vielleicht noch träge und sicher auf dem Ueberkommenen ruht, es also noch nicht wirklich besitzt, in Unruhe zu versetzen, sein Nachdenken, Prüfen, ja Zweifeln zu erwecken. Aber er weist doch selbst darauf hin, daß die Aufgabe des Lehrers nicht bloß die sein kann, das träge oder naive Innenleben des Schülers aufzurütteln, indem man ihm Unruhe macht. Sagt er doch selbst, er wolle „die religiösen Bedürfnisse" nicht ignorieren, sondern ihnen vielmehr dienen. Aber das hat doch nicht bloß durch Erweckung des kritischen Triebes, durch Erregung von Zweifeln zu geschehen. Das hieße ja, sofern es das Einzige bliebe, die noch unklaren, unreifen Geister in die Irre, in die Wüste führen, um sie dort allein zu lassen. Nein, es gilt, sie mit sichrer Hand zu leiten, ihnen die großen Ziele, die ewigen göttlichen Wege zu zeigen. Will der Lehrer wirklich Pädagog sein, dann muß er auch an die „kränklichen und schwächlichen Zöglinge," ja an sie mit besondrer Fürsorge denken. Oder wäre dies etwa seiner unwürdig, nachdem Jesus gesagt hat, daß die Starken des Arztes nicht bedürfen, wohl aber die Schwachen?

Man vermißt also in den Ausführungen des Herrn Verfassers die freudige Betonung des Positiven, was doch gerade das eigentlich Christliche ist. Gewiß wären sie weniger ungünstig aufgenommen worden, wenn neben das „Gift," von dem die Rede ist, gleich auch das Gegengift, neben die Negation nachdrücklicher und deutlicher, als es geschah, die Position gestellt worden wäre. Beides möchte man gerade bei den Lehrern, die auf die hohe Warte gestellt sind, vereinigt sehen. Dazu paßt auch der Titel „Professor" vortrefflich, sofern es ja nicht bloß eine Ehre ist, das, was man nicht will, „laut und öffentlich, frei zu bekennen," sondern auch das, was uns alle trägt, und ohne welches wir überhaupt nicht wären, was wir sind.

Darmstadt D. Walz

Verschiedenes

Das dritte Geschlecht. Roman von Ernst von Wolzogen. 60—70tes Tausend. Berlin, Ernst Eckstein Nachf. 171 S. 1 Mk.

Von Ernst von Wolzogen erwarteten einst Manche, er werde uns die „deutsche Komödie" bescheeren. Seine ersten Romane und Novellen ließen diese Erwartung als nicht ganz unberechtigt erscheinen. Und an Talent fehlte es ihnen allen nicht, unter denen mir der Roman „Die Entgleisten" das Beste zu sein scheint. Auf seine Tragikomödie „Das Lumpengesindel" war man seiner Zeit in litterarischen Kreisen recht gespannt, um dann finden zu müssen, daß das Werk nicht hielt, was man sich von ihm versprochen hatte. Wolzogen hat mit ziemlicher Federfixigkeit ziemlich Viel folgen lassen, Leidliches und Schlechteres. Des Letzteren wurde aber immer mehr, wenn man nicht nur einen Unterhaltungsschriftsteller hinter Wolzogen suchte. Der Roman „Das dritte Geschlecht" ist sein letztes und auch vorläufig sein schlechtestes Werk. Schlechthin schlecht in jeder Beziehung.

Während „Die Entgleisten" es bis zum Jahre 1895 zur dritten Auflage brachten, bis jetzt vielleicht auf sechs Auflagen, also auf etwa sechstausend Abnehmer, hat „Das dritte Geschlecht," das im vorigen Jahr herauskam, bis jetzt schon mindestens sechszigtausend Abnehmer gefunden.

Es wird sich grade an dieser Stelle lohnen, einmal den Gründen für diesen großen „Erfolg" ein wenig nachzuspüren.

Es ist ein sogenannter „Schlüsselroman," d. h. die meisten Personen sind so deutlich nach bestimmten Modellen gearbeitet, daß trotz aller Verzerrungen jeder Münchner und Jeder, der ein wenig dort Bescheid weiß, sie mit Händen greifen kann; und Nichts thut ja den niedrigen Instinkten wohler als solcher Klatsch. Man freut sich sehr darüber und findet es humoristisch, natürlich im Geheimen, im vertrauten Kreis. Oeffentlich und hinter dem Rücken des Autors thut man auch entrüstet, wenn es verlangt wird. Unzweifelhaft that der Titel des Buches auch das Seine zum Erfolg. Er verhieß Pikantes. Das Bild, das den Umschlag einiger tausend Exemplare zierte, ein nacktes, möglichst geschlechtsloses, aber immerhin weibliches Wesen, versprach dasselbe. Die Käufer rechneten gewiß zum guten Teil auch darauf, daß diesem Titelbild der weitere Buchschmuck von Walter Caspari entsprechen würde. An einer entsprechenden Reklame ließ es der Verlag in den geeigneten Blättern nicht fehlen. Namentlich muß der gesperrt gedruckte Satz: Man wolle das Buch Backfischen nicht in die Hand geben, sehr wirksam gewesen sein. Ich folgere es besonders daraus, daß der Verlag bei der Reklame für ein neues Buch diesen Satz wieder benutzt.

Also ein unsittliches, vielleicht gar pornographisches Buch? Mit sittlicher Entrüstung und dem Brustton der Ueberzeugung könnten sich Käufer, Verleger und Verfasser gegen so eine „Verleumdung" wehren. Ich werde mich hüten, so etwas öffentlich zu behaupten. Aber nehmen wir einmal an, es gäbe ein temperamentvolles, naives Menschenkind, das öffentlich behaupten würde, dies Buch sei ein Schund- und Schandbuch schlimmster Sorte, durch und durch unsittlich oder dergleichen. Was würde geschehn? Ich halte den Verlag wie den Verfasser für klug genug, daß sie unser naives Menschenkind wegen Verleumdung verklagen würden. Ich denke mir, schon deshalb würden sie so klug sein, weil es dem Roman eine mindestens so wirksame Reklame machen würde als der Satz: Man wolle das Buch Backfischen nicht in die Hand geben. Zudem wäre eine solche Reklame noch gratis zu haben, denn unser naives Menschenkind würde aller Wahrscheinlichkeit nach wegen Verleumdung verurteilt werden. Der Verfasser würde vor Gericht etwa sagen, er behandle kein pikantes, sondern nur ein höchst zeitgemäßes Thema, das der Frauenemanzipation nämlich, in künstlerisch durchaus zulässiger Form. Der Verleumder möge ihm doch gefälligst irgend eine Stelle in dem Buch nachweisen, die unter das Strafgesetzbuch falle. Unser naives Menschenkind würde dazu schwerlich imstande sein, denn formell ließe sich gegen eine solche Verteidigung des Verfassers Nichts sagen. Der Verlag aber könnte behaupten, daß er grade im Interesse der Sittlichkeit jenen schon zweimal zitierten Satz seiner Reklame eingefügt habe, damit eben dies durchaus nicht pikante Werk unter keinen Umständen Mißdeutungen ausgesetzt wäre. Wie recht er daran gethan, zeige grade der Verleumder, der offenbar in dem Buch ganz etwas Andres gesucht, als darin enthalten. Es gehöre schon eine recht verderbte Phantasie dazu, in diesem ernsten Werk dergleichen überhaupt zu suchen, zumal er doch als anständiger Verleger weit und breit bekannt etc. etc. Unser naives Menschenkind wäre nun erst recht blamiert, denn formell ließe sich gegen solche Verteidigung durchaus Nichts sagen. Der Zeichner aber würde erklären, daß in dem ganzen Buch auch nicht eine sittlich anstößige Zeichnung zu finden sei, daß die Titelzeichnung mehr zufällig dahin gekommen, daß er sich Nichts dabei gedacht habe, und daß man die Anstößigkeit seiner Zeichnungen jedenfalls nicht nach einem einzigen Bild sondern nur nach allen Bildern behaupten dürfe, was unmöglich sein würde. Und der Verlag könnte dem Zeichner noch zu Hilfe kommen und erklären, daß dies Bild nur einige Tausend der vielen tausend Exemplare ziere, nicht weil es der Verlag für anstößig halte, das könne nur ein so verderbter Mensch wie der Verleumder, sondern weil er allen nur irgend möglichen Mißdeutungen des Buchs dadurch entgegentreten wolle. Unser naives Menschenkind wäre so zum dritten Mal blamiert. Formell ließe sich nämlich auch jetzt wieder Nichts gegen solche Erklärungen sagen. Wie ein Mann würden dann schließlich noch mindestens 58 000 von den 60 000 Abnehmern sich erheben und mit derselben sittlichen Entrüstung und demselben Brustton der Ueberzeugung zu Verlag, Verfasser und Zeichner treten, um sich auch ihrerseits auf das nachdrücklichste zu verwahren gegen alle derartigen schmutzigen Insinuationen. Formell ließe sich dagegen absolut Nichts sagen. Unser naives Menschenkind würde also aller Voraussicht nach wegen Verleumdung gestraft werden. Formell ließe sich auch dagegen Nichts sagen. Hätte unser naives Menschenkind aber gar noch Etwas mit der Theologie zu thun, so ginge die Geschichte auch noch durch die Presse Halbdeutschlands als ein weiterer Beleg für die sittliche Verdorbenheit und Tartüfferie der Dunkelmänner. Der Verleger aber könnte sich die Hände reiben, denn Das dritte Geschlecht würde bald 100 000 Abnehmer und mehr gefunden haben.

Wer den Mut hat zu behaupten, ich hätte hiermit ein Phantasiegemälde schwarz in schwarz gezeichnet, der thue es. Ich habe den Mut nicht.

Das Buch ist schlechthin schlecht. Sein sittliches Niveau ist ja wohl schon hinreichend charakterisiert. Aesthetisch angesehn ist es als Ganzes geradezu kläglich, denn ganz selten spürt man einmal bei der Zeichnung einer Person oder der Gestaltung einer Situation, daß der Verfasser einst ein Dichter war. Der Humor des Autors, von dem man vor Zeiten die deutsche Komödie erwartete, besteht jetzt darin, daß er in ellenlangen, außerordentlich faden, selbstverständlichen Reden oder durch ein paar schlechte Witze oder ein paar gewaltsame, anzügliche Situationen die so ernst zu nehmende Frauenbewegung lächerlich macht. Ein recht billiges Vergnügen. Nur scheint es mir eines Dichters nicht grade würdig. Näher auf den Inhalt des Buches einzugehn lohnte sich nur dann, wenn man beabsichtigte, an seiner Hand etwa eine Psychopathia moralis zu schreiben.

Es ist ein Jammer, daß sich Ernst von Wolzogen zu so einem Buch hergegeben hat. Es ist ein noch größerer Jammer, daß der Verlag mit so einem Buch auf großen Absatz rechnen konnte, denn das mußte er bei diesem Preis und dieser Ausstattung, wenn er ein Geschäft machen wollte; und daß er sich bei seiner Rechnung nicht verrechnet hat.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß so ein Buch so viel Abnehmer findet, während gute Bücher, die es verdienten, noch lange nicht den sechszigsten Teil Leser finden, so kommt einen ein Grausen an ob der innersten Verfassung weitester Kreise. Und zwar gehören diese weitesten Kreise gewiß nicht dem sogenannten vierten Stand an, denn deren „Bildung" reicht glücklicherweise noch nicht aus, um dies Buch mit Genuß und Verständnis lesen zu können.

Es gehört wahrlich viel christlicher Optimismus dazu, um solcher Erscheinung willen nicht zu verzagen und einem solchen Publikum nicht das Wort Multatulis zuzurufen: ich verachte dich, o Publikum, mit großer Innigkeit!

Hans Fischer

England und die indische Hungersnot. Auf unsre Anklage wider die Engländer in Nr. 36, daß sie des hungernden Indien sich nicht genug annehmen, zu der uns nach mancherlei sonst Berichtetem zuletzt das Vorgehen der Heilsarmee veranlaßt hatte, ging uns aus unserm Leserkreise eine dankenswerte Korrektur zu. Sie berief sich unter Anderm auf folgende Stelle in Schmollers soeben erschienenem Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre 1,173:

„Die Hungerjahre haben noch länger fortgedauert als die großen Krankheiten, wenigstens da, wo kein moderner Verkehr sich entwickelt hat. In Bengalen sollen 1771 gegen 10 Millionen Menschen verhungert sein, seither haben 21 solcher Hungerplagen in Indien gewütet, die letzten 1866, 1868, 1874, 1876—77, 1891; 1876—79 starben 6 Millionen an Hunger; der Verwaltungsdienst gegen Hungersnöte ist eine der glänzendsten Leistungen der englischen Herrschaft, hat sie aber noch nicht beseitigt."

Wir baten Herrn Professor Rathgen in Heidelberg, ein klärendes und entscheidendes Wort zur Sache zu sagen und empfingen von ihm folgenden Bescheid:

...... Der englischen Herrschaft aus dem Vorkommen von Hungersnöten einen Vorwurf zu machen, wie das hier und da geschehen ist, scheint sehr ungerecht. Denn der wesentliche Grund dafür liegt in dem Ausbleiben des fruchtbringenden Regens. Inwieweit die starke Zunahme der Bevölkerung, inwieweit die von der indischen Regierung mühsam bekämpfte Abholzung der Gebirge auch noch damit zu thun hat, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls muß man in Indien dauernd damit rechnen, daß bald hier bald dort Mißwachs und infolge davon — da 80 Prozent der Bevölkerung vom Ackerbau leben — Notstände eintreten. Zur Zeit der schrecklichen Hungersnot in Orissa, 1866, stand die britische Regierung noch auf dem Standpunkt des Laissez-faire. Der Handel, die Privatwohltätigkeit müßten allein fertig werden. Seit den siebziger Jahren hat man diesen Standpunkt verlassen. Die Bekämpfung der Hungersnöte ist ein regelmäßiger Verwaltungszweig geworden, dessen Grundlinien durch den Famine Code von 1883 festgelegt sind. Eine ganze Abhandlung würde nötig sein, um diese Staatsthätigkeit im Einzelnen zu schildern, die sich zum Teil unter ungeheuren Schwierigkeiten vollzieht. Ueber manches Einzelne werden Sachverständige verschiedener Meinung sein können. Im Ganzen, wie ich glaube, ist es doch ein großartiges Stück von Regierungskunst. Gegenden, die sich noch nicht von der großen Not von 1896/97 erholt hatten, wurden aufs neue und noch schwerer heimgesucht. Während im Januar 1897 gut zwei Millionen Menschen staatliche Unterstützung erhielten, war diesmal das Maximum Anfang August erreicht mit nicht viel weniger als 6½ Millionen auf einem Gebiet, das noch nicht 70 Millionen Einwohner hat. In Guzerat wurde über ein Viertel der Bevölkerung unterstützt. Die letzten Wochen haben, Gott sei Dank, eine rasche Besserung gebracht.

Neben der Staatsunterstützung hat natürlich die private Wohlthätigkeit eine weites Feld. Wie viel die in Indien wohnenden Engländer geleistet haben, entzieht sich meiner Kenntnis. In England selbst, das läßt sich nicht leugnen, ist durch den Krieg und die gewaltigen Summen, die für Unterstützungszwecke in Südafrika gesammelt sind, die Aufmerksamkeit von Indien abgelenkt. Es ist gewiß ein Verdienst der Heilsarmee wie andrer Kreise (Unterhaussitzung vom 3. April), daß sie das englische Publikum aufgerüttelt haben. Wenn auch spät und nicht in dem Umfange, wie bei früheren Gelegenheiten, sind jetzt doch erhebliche Summen zusammengebracht. An der Hauptsammelstelle, dem Mansion House Fund, waren bis zum 12. September rund 7½ Millionen Mark gezeichnet. Freilich immer noch wenig gegenüber der Furchtbarkeit des Elends.

Karl Rathgen

Kleine Mitteilungen. Zu den Erörterungen über die „unkirchliche Theologie" nur noch dies. Der Krügersche Aufsatz in Nr. 34 bedeutet genau zugesehen ein Glied in einem Zwiegespräch. Der Verfasser nimmt einen Titel zum Teil in Anspruch, der von andrer Seite zuvor geprägt war, und acceptiert auch in dem Satze vom Gefährden nur einen Vorwurf, der erhoben war.

Zu Nr. 37 Sp. 883: Schiller konnte kein Griechisch, Folgendes zu weiterer Belehrung. Schiller hatte Ende 1772 oder Anfang 1773 im Sinn, das „Landexamen" zu machen und in das niedere theologische Seminar einzutreten. Bei diesem Examen war Griechisch Prüfungsfach. Am 14. Dezember 1773 erhielt er in der Karlsschule den ersten Preis im Griechischen. Er brachte es freilich dennoch nicht weit. Vergl. Viehoff, Schillers Leben, besonders S. 36: „Ueber Hippokrates' Aphorismen brachte Schiller es auch später nicht hinaus, und den Plutarch las er nicht in der Ursprache".

Wider alles Erwarten ist dieses dritte Quartal ein recht unruhiges gewesen. Hoffen wir, daß uns im neuen vergönnt sein wird, in Ruhe so Manches zu erledigen und zu erörtern, das durch zeitweilig stärkere Interessen allzusehr in den Hintergrund gedängt wurde.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Eisenach. Montag 1. Oktober, 4 Uhr: Wie kann die Lösung der christologischen Frage erreicht werden? D. Sulze. Dienstag 2. Oktober, 9 Uhr: Die Religion in der Schule. Baumgarten, Beyhl, Drews, Schiele, Schwartzkopff, Vollmer und A. — Im Gewerbehause (nahe dem Theater)!

Frankfurt a. M. Dienstag den 9. Oktober 5—7 in der Rosenau: Der Religionsunterricht in der Schule.

Hamburg. Dienstag 16. Oktober 8½ Uhr abends im Patriotischen Gebäude Zimmer Nr. 20, eine Treppe hoch. Vortrag von Herrn Prof. Dr. Titius, Kiel. Thema vorbehalten.

Hannover. Mittwoch 17. Oktober 5 Uhr in Wachsnings Hotel (Schillerstr. 25 p.): Die Verkündigung Jesu nach ihren Grundzügen.

Stade, Vorort Campe, im Gasthause zum Kyffhäuser, Dienstag 2. Oktober 10½ Uhr: Die Evangelisationsbestrebungen.

Versammlungskalender

Oktober 1. 2. Freunde der Christlichen Welt in Eisenach
" 2. Kirchlich-soziale Spezialversammlung für Pommern in Stettin
" 1.—3. Nationalsozialer Vertretertag in Leipzig
" 1.—3. Evangelischer Lehrerbund in Lauenburg
" 1.—4 Evangelischer Bund in Halberstadt
" 3. 4. Deutsche Sittlichkeitsvereine in Stettin
" 4. Kirchlich-soziale Spezialversammlung für Schlesien in Stettin
" 23.—25. Theologischer Ferienkursus in Bonn
" 30. 31. Konferenz deutscher evangelischer Pastoren in Großbritannien in Bradford
November 8. Kirchlich-soziale Spezialversammlung für Schleswig-Holstein in Neumünster

Seine Verlobung mit Fräulein
Henny Respinger,
der ältesten Tochter von Herrn und Frau **W. Respinger-His** in **Basel,** beehrt sich anzuzeigen
Leipzig, September 1900
Professor Dr. Karl Thieme

Für **gebildete leidende Witwe,** unverschuldet in große Not geraten, die ihren Sohn bis zu seiner definitiven Anstellung noch erhalten muß, bittet herzlich um Unterstützung
Prediger von Broecker, Halle a. S.
Victor Scheffelstr. 3 II

Hochinteressant für Alle
und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste"** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8⁰ fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.
Ferd. Otto, Weimar

Eine Dame aus sehr guter Familie (Witwe), in allen Zweigen des Haushaltes erfahren und sehr musikalisch, möchte entweder die **Führung eines Hausstandes** oder auch die **Erziehung mutterloser Kinder** übernehmen.
Gefl. Offerten erbitte unter
K. J. 50
hauptpostlagernd Gera (Reuß)

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen
Freiburg i. B. und Leipzig

Nr. 36. Römische Kirche: Aus Italien, Der Tod des Königs und der Vatikan, Päpstliche Anklage gegen den Protestantismus; Vierteljahrsübersicht über den französischen Katholizismus — Verschiedenes: Deutsche evang. Seemannsmission in Großbritannien: Vermischte Nachrichten (Ein Kuriosum aus dem Reichsboten; Besuch des Greifswalder Ferienkursus; Ueber die politische Bevormundung der Kreissynoden; Versammlung) — Anzeigen

Nr. 37. Evangelische im Auslande: Die Uebertrittsbewegung in Oesterreich (Uebertritte, Kirchenbauten, Wirksamkeit Eisenkolbs, Rede des Abg. Wolf, Ausweisungen und Beschlagnahmen, Bewegung unter den Tschechen) — Vermischte Nachrichten: Hasegedenktafel in Niedersteinbach; Eine Verteidigung des Protestantismus aus der Jugend; 18. Bundeskonferenz der deutschen Baptisten; Allg. Ev. Prot. Missionsverein; Berichtigung — Anzeigen

Nr. 38. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus dem Fürstentum Lippe; Neueste Kirchenstatistik für das Königreich Sachsen; Vierter Verbandstag deutscher evangelischer Pfarrervereine — Verschiedenes: Kann ein Christ Sozialdemokrat sein? Vermischte Nachrichten (Synode evang.-luth. Pastoren in Polen; Jubiläum der Stadtkirche in Weimar; Das neue Schleswig-Holsteinische Kirchenblatt; Noch einmal die Kritik am Gebet der Königinwitwe von Italien; Aus andern Blättern; Bourrier; Zur Richtigstellung) — Zur Beachtung

Brandenburgischer Hauptverein des Evangelischen Bundes

Siebente General-Versammlung

am 8. und 9. Oktober 1900 in Landsberg a. d. Warthe

Montag, den 8. nachmittags 6: Festgottesdienst in der Marien-Kirche. Prediger Professor D. Scholz-Berlin. — 8 Uhr Oeffentliche Versammlung im Aktientheater. Vortrag: Professor D. Witte-Halle über „Erfahrungen, Erfolge und Aussichten des Evangelischen Bundes." Vortrag: Pastor Schlegel-Berlin über das Thema „Ein Notruf aus der evangelischen Kirche an die evangelische Frauenwelt." Schlußwort: Pastor Tempelhagen-Mühlbock über „den konfessionellen Notstand im Schwiebuser Kreise".

Dienstag, den 9. vormittags 9: Hauptversammlung für Mitglieder. Vorträge: Ober-Konsistorialrat D. Koch-Berlin über „die Aufgaben des Evangelischen Bundes in den preußischen Ostmarken." Gymnasial-Oberlehrer Schmidt über „die Mitarbeit der Provinzialvereine an der evangelischen Bewegung in Oesterreich."

Der Vorstand

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künstel Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Hauslehrer

nach **Frankfurt a. M.** gesucht. Zeugnisse und Empfehlungen an Pfarrer Rade

Im 7. Jahrgange erscheinen im unterzeichneten Verlage die
Internationalen Litteraturberichte
die sich die Aufgabe gestellt haben den Leser über die Litteratur des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden Artikeln zu informieren.
Preis pro Quartal bei 14täg. Erscheinen M. 1.75, Ausland M. 1.85 franko.
Probenummern gratis und franko durch
C. F. Müller Verlag, Leipzig.

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Volksschullehrer
→ **Preis 50 Pfg.** ←
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Deutsche Kolonialschule Wilhelmshof
Witzenhausen a. d. Werra
Beginn des Winterhalbjahrs 10. Oktober
Beste Vorbereitung praktisch und theoretisch für junge Männer, welche über See einen Beruf als Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer suchen. Lehr- und Pensionspreis M. 1000.— jährlich. Prospekte und Lehrplan kostenlos: **Direktor Fabarius**

Einzelnummer 23 Pfennige direkt vom Verlag
Probenummern jederzeit unentgeltlich

Martin Luther, sein Leben und seine Schriften
Von **Dr. Julius Köstlin,**
Professor und Oberkonsistorialrat in Halle
Große Ausgabe in zwei Bänden
4. Auflage. Preis broschiert M. 18,—, in Halbfrz. geb. M. 21.
Diese große Ausgabe des Köstlinschen Luther ist anerkannt das bedeutendste Quellenwerk, aus dem alle anderen Biographen geschöpft haben und das für ein eingehendes Studium unseres großen Reformators mit Recht als unentbehrlich bezeichnet werden darf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz
Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen Verein
Frankfurt a. M.

Lotse
Der Lotse. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur. Viertelj. 5 M. Probehefte durch die Buchhandlungen.

Verlag: J. C. Hinrichs in Leipzig
Realencyklopädie für **protestantische Theologie und Kirche**
Unter Mitwirkung vieler Theologen und Gelehrten in dritter verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben von
Professor **D. Albert Hauck**
Vollständig in 180 Heften zu je 1 M. oder 18 Bänden zu 10 M., geb. 12 M.
Soeben ist erschienen:
Band VIII: Heß — Jesuitinnen

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Die
Münchener Allgemeine Zeitung
103. Jahrgang — 103. Jahrgang
erscheint vom 15. September an
täglich 3mal
Abonnementspreis wie bisher pro Quartal:
für die ganze Zeitung mit Beilage M. 9.—
„ „ „ „ **ohne Beilage „ 4.50**
„ **die (wissenschaftl.) Beilage allein „ 4.50**
Insertionspreis 25 Pf. für die kleinspaltige Colonelzeile
Neu eintretende Abonnenten erhalten die Zeitung bis 1. Oktober gratis

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin